

Pfingstmontag (B): Lk 10,21-24

1. Die Aussendung, der Jubelruf und die Seligpreisung der Jünger.

Zum Kontext von Perikope und Fest

Es ist eigentlich ein verfrühter erster Festtag: Die zweiundsiebzig Jünger, die Jesus als Boten vor sich her sendet, kehren zurück und erstatten als Kundschafter des neuen Landes, das Jesus Christus erschließen wird (vgl. Num 13), einen Erfolgsbericht: „Die Dämonen gehorchen uns, wenn wir deinen Namen aussprechen“ (10,17). Nun war weniger der Triumph über die Dämonen als vielmehr die Botschaft in seinem Namen der eigentliche Auftrag. Dessen Folge ist, dass nun auch umgekehrt die Namen der Boten „im Himmel verzeichnet sind“ (V 20). Die vorwegnehmende universale, nämlich zumindest symbolisch an alle Völker (daher die symbolisch vollständige Zahl der 72 Ausgesandten!) gerichtete und damit den Radius Israels überschreitende Botschaft hat anzukommen begonnen; die Ausgesandten kehren aber in die innerste Mitte des erstmals abgeschrittenen Weltkreises zurück. In diesen ersten Frühling der Botschaft tönt der Jubelruf Jesu hinein: Er preist seinen Vater, den Herrn des Himmels und der Erde, der sich nun offenbart hat, dessen Offenbarung aber zugleich eins ist mit der Selbstoffenbarung des Sohnes. Dieses Wissen jedoch gibt der Sohn weiter, wem er will. Darum sind diejenigen selig, „deren Augen sehen, was ihr seht“ (V 23) – der eschatologische Anfang vom Ende (telos) aller Offenbarung.

Nicht um bloßen Erfolg oder unmotiviert enthusiastische Stimmung geht es also. Die *ecclesia ex gentes* hat schon „verheißungsvoll“, wenn auch strenggenommen eben nicht wörtlich, nämlich pfingstlich und kirchlich von der Verherrlichung des Gekreuzigten her (19,34), begonnen. Erst von der expliziten Sendung des Geistes her, in dem Jesus zum Vater aufjubelt, lässt sich die Perikope des Pfingstmontags her wirklich verstehen. Pfingsten setzt in Kraft, was hier geschieht und mit Augen zu sehen ist. In zweierlei Hinsicht geht es um den Geist: Es ist der Geist der wechselseitigen Perichorese von Vater und Sohn, in dem die zweiundsiebzig Jünger weitergegeben, was wiederum der Inhalt und die Voraussetzung der Offenbarung ist, nämlich das innertrinitarische gegenseitige Wissen von Vater und Sohn. Was durch diese Offenbarung durch den Vater im Sohn erschlossen und von den Jüngern weitergegeben ist, gibt der Sohn an den Vater zurück und rundet so den Kreislauf der Offenbarung.

Die zweistrophige „Exhomologese“ Jesu (Heinz Schürmann) (Vv 21-22) - vorgegeben bereits im Logion der Quelle Q¹ - kreist um das Schlüsselwort „Sohn“, das dreimal in V 22 genannt wird. Der innertrinitarischen Offenbarung des Vaters im Sohn und des Sohnes im Vater entspricht, was die Jünger verkünden: Sie sehen mit Augen den, der der Inhalt der Offenbarung ist und ihrer Botschaft Sinn gibt. Der sich verhüllende und im Sohn offenbarende Vater ist und bleibt „für sich“ unsichtbar. Er „sieht nicht aus“, aber er hat ein Gesicht in Jesus Christus. Diesem Gesicht entspricht das Sehen der Jünger; der Freude Jesu im Geist entspricht ihre Seligkeit, die Jesus ihnen überschwänglich zuspricht. Die Wortfelder „Sohn“ und „sehen“ sind einander zugeordnet. Den Sohn des Vaters und in ihm diesen selbst zu sehen, ist *visio beatifica* der Jünger. Die Seligpreisung überbietet jeden bloß apokalyptischen Makarismos: Dieses Sehen ist nicht irgendwann zukünftig (und natürlich auch nicht bloß irgendwann historisch als bezeugte Erinnerung einer Erfahrung, deren Gegenstand vergangen

¹ Heinz Schürmann, *Das Lukasevangelium. Zweiter Teil. Erste Folge: Kommentar zu Kapitel 9,51-11,54.* Freiburg 1993, 107.

ist). Die Jünger sehen tatsächlich *jetzt!* Ihre Botschaft, und wenn in V 24 das Hören ergänzt wird, bleibt es dennoch keine Botschaft vom Hörensagen (eines Vergangenen oder Zukünftigen) her, sondern eine Botschaft, die aus der vorwegnehmenden Anschauung des Vaters lebt, wie er sich im Sohn offenbart (vgl. die johannäische Theologie in der paradigmatischen Formulierung von 1 Joh 1,1).

Der Geist, von dem sowohl innertrinitarisch als auch in heilsgeschichtlicher Offenbarung gesprochen wird, muss von dieser Anschauung her verstanden werden. Der Geist überbietet nicht die Anschauung, er „hebt sie nicht auf“, sondern er schenkt sie. Es geht also auch hier nicht um enthusiastische, alle Erfahrung übersteigende Ausbrüche, sondern im Gegenteil darum, den „sehenden Gott“, der als Vater im Sohn anschaulich wird, zu sehen. Der Geist „vergeistigt“ nicht die Anschauung, sondern öffnet die Augen der Jünger für den Sohn. Sie sollen – um ein Wort des hl. Augustinus aufzugreifen – „den Sehenden sehen“ (videre videntem) und den so Gesehenen wiederum andere sehen lassen. Pfingsten müsste daher auch liturgisch und katechetisch ein überaus anschauliches Fest sein, dass die Christus-Mitte der Kirche erfahrbar macht (und gerade nicht irgendwie „abstrakt“ oder „enthusiastisch“ übersteigt).

2. Der Text: Die Szene, die Textgestalt, der Aufbau.

Zur Szene ist das Wesentliche bereits gesagt: Jubelruf, Lobpreis des Vaters und Seligpreisung der Jünger schließen die erste, wenigstens zeichenhaft universalkirchliche Sendung der Jünger ab.

Während Mt 11,25-27 den Jubelruf Jesu unmittelbar auf die Gerichtsdrohung und Weherufe folgen lässt, setzt Lk einen ganz anderen Akzent: Das Logion klingt mit seiner wahrscheinlich ursprünglich aramäischen Abba-Anrufung ganz unmittelbar jesuanisch². Schon in Q sieht Schürmann diesen Jubelruf mit der Aussendungserzählung durch die Zeitangabe „in dieser Stunde“ bestimmt. So verbindet der Ruf nun die Aussendung mit dem dankbaren Lobpreis. Von den rückkehrenden Jüngern her wendet sich Jesus dem Vater zu, um dann, wieder den Jüngern zugewandt, das Erfahrene verstärkend zu deuten. Insofern ist eher schade, dass die Perikope diese Rückkehr nur noch ahnen lässt und dem Jubelruf die kompositorische Funktion nimmt. Von der dreigliedrigen Szene sind nur Mittelteil und Schluss geblieben. Die Homilie kann diesen Mangel ausgleichen, indem sie den Kontext wieder herstellt: die erste universalkirchliche Sendung der Jünger – eine Sendung, die ihren Sinn nicht in sich selbst trägt, sondern sich in der jubelnden Zuwendung mit dem Sohn zum Vater erfüllt.

²¹ Ἐν αὐτῇ τῇ ὥρᾳ ἠγαλλιάσατο [ἐν] τῷ πνεύματι τῷ ἁγίῳ καὶ εἶπεν, Ἐξομολογοῦμαι σοι, πάτερ, κύριε τοῦ οὐρανοῦ καὶ τῆς γῆς, ὅτι ἀπέκρυψας ταῦτα ἀπὸ σοφῶν καὶ συνετῶν, καὶ In dieser Stunde rief Jesus, vom Heiligen Geist erfüllt, voll Freude aus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den

² Vgl. Karl Heinrich Rengstorf, *Das Evangelium nach Lukas* (NTD 3). Göttingen 1967, 137; Schürmann, *Lukasevangelium*, 104.

ἀπεκάλυψας αὐτὰ νηπίοις· ναί, ὁ πατήρ, ὅτι Unmündigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat
οὕτως εὐδοκία ἐγένετο ἔμπροσθέν σου. es dir gefallen.

Das Logion mit seiner wahrscheinlich ursprünglich aramäischen Abba-Anrufung unterscheidet zwischen dem einzigartigen Verhältnis Jesu zum Vater und den „Unmündigen“, bei denen die Offenbarung ankommt. ταῦτα: diese offene Formel wird erst in den folgenden Versen inhaltlich gefüllt (vgl. πάντα in V 22). Um den Vater geht es: Ihn offenbart der Sohn, und durch ihn enthüllt er sich den „Unmündigen“, während er sich den „Weisen und Klugen“ verbirgt. Der ὅτι-Satz nennt genau diesen Grund. Diese Dialektik von Verbergen und Enthüllen setzt einander ausschließende Zugänge bzw. Umgangsweisen mit der Offenbarung voraus. Maßstab ist wohl die Beziehung zum Vater, insoweit sie durch den Sohn vermittelt ist. Erst unter dieser Voraussetzung ist es sinnvoll zu fragen, ob mit den „Weisen und Klugen“ bestimmte Berufsstände oder Gruppen gemeint seien. Möglich wäre *dann* ein Bezug auf die Schriftgelehrten, sofern sie sich am Willen des Vaters bzw. des ihn vermittelnden Sohnes vorbei einen Zugang zur Offenbarung verschaffen wollen. Es geht in der Sache nicht darum, bestimmte Gruppen (Toralehrer, „Juden“ bzw. Judenchristen usw.) zu diffamieren, sondern die Christozentrik der Offenbarung zu betonen.³

²² Πάντα μοι παρεδόθη ὑπὸ τοῦ πατρὸς μου, καὶ Mir ist von meinem Vater alles übergeben
οὐδεὶς γινώσκει τίς ἐστὶν ὁ υἱὸς εἰ μὴ ὁ πατήρ, worden; niemand weiß, wer der Sohn ist, nur der
καὶ τίς ἐστὶν ὁ πατήρ εἰ μὴ ὁ υἱὸς καὶ ᾧ ἐὰν Vater, und niemand weiß, wer der Vater ist, nur
βούληται ὁ υἱὸς ἀποκαλύψαι. der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren
will.

Das einzigartige Verhältnis zum Vater, von dem ebenso emphatisch wie kritisch in V 21 die Rede war, wird hier in seinem Ursprung erschlossen: „Mein“ Vater heißt es nun. Was dies bedeutet, erläutert der folgende Text. Mit verstärkter Verneinung (οὐδεὶς und zweimal μη) wird die Offenbarungseinheit von Vater und Sohn abgegrenzt von der Erfahrung dieser Offenbarung, wie sie die „Unmündigen“ erreicht. Diese Erfahrung ihrerseits ist ausschließlich vermittelt durch den Sohn: Die Einheit von Vater und Sohn ist nur durch den Sohn zugänglich, wem *er* sie offenbaren *will*. Dabei geht es nicht um „Lehrinhalte“ oder „Lehrvollmachten“, sondern um die Wirklichkeit Gottes in sich. Entsprechend kann πάντα sich nicht zunächst nur auf Offenbarungsdaten beziehen, sondern tatsächlich von Gott her auf das Ganze (vgl. 28,8: „alle Gewalt im Himmel und auf der Erde“). Das Wort ist sowohl kosmologisch als auch eschatologisch zu verstehen; alles Geschaffene ist durch den Sohn geschaffen und wird durch ihn vollendet. Die großen Christus-Hymnen in Eph und Kol zielen in anderer Form auf diese selbe Sache. Da Vater und Sohn sich gegenseitig erkennen, klingt indirekt auch ihre Wesensgleichheit an.⁴ Nach einem „Zeitpunkt“ der Übergabe zu fragen, ist nicht sinnvoll, sofern es sich zunächst um dieses innertrinitarische Verhältnis von Vater und Sohn handelt. Erst für das

³ Insofern sind die zusammenfassenden Überlegungen zu einer historischen Identifizierung der „Weisen und Klugen“ bei Schürmann (*Lukasevangelium* 106-108) mit Vorsicht, d. h. mit der genannten hermeneutischen Vorüberlegung zu lesen.

⁴ Vgl. zur „Reziprozität des Erkennens“ Schürmann, *Lukasevangelium* 112.

Handeln des Sohns gegenüber den bestimmten Adressaten und vor allem den Jüngern kann sich diese Frage stellen.

²³ Καὶ στραφεὶς πρὸς τοὺς μαθητὰς κατ' ἰδίαν εἶπεν, Μακάριοι οἱ ὀφθαλμοὶ οἱ βλέποντες ἃ βλέπετε. Jesus wandte sich an die Jünger und sagte zu ihnen allein: Selig sind die, deren Augen sehen, was ihr seht.

Jesus nimmt wieder die ursprüngliche Blickrichtung ein und spricht die Jünger an. Er deutet ihnen, was die „Sache“ ihrer Sendung ist. Damit spricht er sie als das an, was sie durch seine Sendung schon sind: Kirche. Diese Kirche, die dem Kyrios ganz allein gehört, ist nicht selig deswegen, weil sie bestimmte Leistungen vorzuweisen hat, sondern weil ihre „Augen sehen“. Was oder wen? Vor dem Hintergrund von Jes 6,9f bedeutet „Sehen“, dass sich hier etwas Endgültiges ereignet („er-äugnet“!) und erfüllt. Was alle sehen, bleibt den einen verborgen und richtet sie, während es den anderen die Augen öffnet und selig sein lässt. Es ist die Kirche derer, die sehend geworden sind und wahrnehmen, wie das Reich Gottes Gestalt annimmt (Vv 17-20; vgl. wiederum 1 Joh 1,1). Aber dies ist nicht alles. Das Sehen der Zeichen und Manifestationen des Gottesreiches wird durch die vorhergehenden Verse so nachdrücklich an den Sohn als den einzigen Zugang zum Vater gebunden, dass auch hier nicht einfach eine abstrakte oder noch wenig greifbare eschatologische Größe gemeint sein kann. Was sichtbar wird, ist das sowohl innertrinitarisch (also im gegenseitigen Erkennen von Vater und Sohn) als auch ekklesiologisch niemand anderes als der Sohn selbst. Die Augen der „Unmündigen“ sehen *ihn* (und nicht *irgendwas*, sei es auch noch so „zeichenhaft“ oder ermutigend) und hören seinen Jubel vor dem Vater.

²⁴ λέγω γὰρ ὑμῖν ὅτι πολλοὶ προφῆται καὶ βασιλεῖς ἠθέλησαν ἰδεῖν ἃ ὑμεῖς βλέπετε καὶ οὐκ εἶδαν, καὶ ἀκοῦσαι ἃ ἀκούετε καὶ οὐκ ἤκουσαν. Ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen, und wollten hören, was ihr hört, und haben es nicht gehört.

V 24 erinnert an die vorhergehenden Adressaten der Verheißung, die sich nun erfüllt hat. Die Würde und Seligkeit der „Unmündigen“ zeigt sich durch diesen Kontrast nur noch deutlicher und strahlender: Gerade sie dürfen sehen, was die Großen der Vor- bzw. Verheißungszeit ersehnt haben. Darin – dies wäre zu ergänzen – liegt die Würde und Größe der Kirche, nicht in irgendeinem selbstbezüglichen Leben und Handeln.

3. Theologische Bedeutung

Die Kirche hat Grund zum Jubeln! Dieses schlicht klingende Fazit hat es aber angesichts unserer Perikope „in sich“: Der Jubel ist kein Enthusiasmus und erst recht kein „Mutmach-Lied“. Er gründet im Jubel des Sohnes, der vom Vater erkannt ist und den Vater seinerseits restlos erkennt. In Gott selbst

also liegt der einzige Grund, und wenn die Jünger selig gepriesen werden, wird ihnen der Grund dieses Jubels genannt und gedeutet. Aber auch darin liegt kein „Appell“ zur Freude, der immer noch etwas Moralisierendes und Äußeres wäre. Ganz im Gegenteil: Der innertrinitarische Jubel hat sein Echo bei denen, die selig gepriesen werden und den Grund dieses Jubels mit „Augen sehen“ dürfen. Dann braucht es keine (ohne nutzlose!) Aufforderung, sich doch zu freuen. Die „Unmündigkeit“ legt keinen Wert auf kluge, zusätzliche und damit in Wirklichkeit überflüssige Gründe der Freude zu finden. Sie sieht Jesus, sie hört ihn jubeln – das ist genug.

Aber wenn nun doch keine Freude aufkommt und stattdessen der Jubelruf der Perikope in der all- und manchmal auch sonntäglichen Tristesse der Kirche wie in einem schalltoten Raum verklingt? Wenn die Christen nicht „erlöset“, sondern doch eher verkrampfter aussehen (es gibt auch Krämpfe des freudlosen Enthusiasmus!)? Dann stellen sich viele Fragen. Nur einer will ich hier kurz nachgehen. Im Mittelpunkt der Perikope stehen die Wort „erkennen“ (γινώσκω innertrinitarisch zwischen Vater und Sohn) und „sehen“ (βλέπω: christologisch bzw. ekklesiologisch zwischen Christus und seiner Kirche). Wenn nun nichts zu „sehen“ ist, wenn *die alles vermittelnde Gestalt Jesu Christi* nicht wahrnehmbar wird, und zwar weder in der Liturgie noch im Leben, dann sieht es in der Tat traurig für die Kirche aus. Der große Makarismus in V 23 straft sie dann Lügen, weil sie eben gerade nicht „unmündig“ ist, sondern sich „gelehrt und klug“ aufführt. Sie hätte dann ihre Mitte aus dem Blick verloren. Sie spräche von allem und jedem, aber nicht von ihm. Was dann noch zu sehen bleibt, ist das übliche; diese Tristesse einer freudlos klugen Lehre, die in Liturgie und Leben bloß verdoppelt wird, ist lähmend und geistlos. Führt also die Liturgie Christus auf? Manifestiert ihn das Leben der Jüngerinnen und Jünger? Das Bild Gottes, das Jesus Christus einzigartig ist, gibt weder eine „Illustration“ (theoretisch) noch ein „Beispiel“ (moralisch-praktisch) Gottes, sondern ist definitiv die Weise, wie Gott als Vater sich durch den Sohn (im Geist) sichtbar zeigt (vgl. Kol 1,15), wobei dort das εἰκὼν eben einfach und vollständig „Bild“ heißt und gerade *nicht* – wie in der Einheitsübersetzung falsch übersetzt – „Ebenbild“, also Kopie eines schon gegebenen Bildes des Vaters ist. Der Vater sieht seinerseits „nicht aus“, sondern ist nur im Sohn sichtbar. An dieser Sichtbarkeit vorbeigehen heißt, an Gott selbst vorbeizugehen. Darum die Hauptfrage: Gibt es dieses Bild zu sehen? Oder wird alles mögliche *vorgeführt*, aber eben nicht die Gestalt der Offenbarung *sichtbar*, die Gott sich selbst ein für alle mal gegeben hat? Darin sehe ich die Frage, an der sich alles entscheidet; sie ist die Frage des Gerichts (vgl. die christologische Gerichtsrede Mt 26,31-46), die ihr Maß ausschließlich in Christus hat. Wenn die ehrliche (und traurige!) Antwort darauf „Nein“ lauten müsste, könnte der Jubelruf Jesu nicht gehört werden. Den „Weisen und Klugen“ bliebe gerade der Vater verborgen, der sich im Sohn enthüllt. Die Jüngerinnen und Jünger würden sehen und doch nicht sehen; der Jubelruf wäre als Wehruf hören.

⁹ Da sagte er: Geh und sag diesem Volk: Hören sollt ihr, hören, aber nicht verstehen. Sehen sollt ihr, sehen, aber nicht erkennen. ¹⁰ Verhärtete das Herz dieses Volkes, verstopf ihm die Ohren, verkleb ihm die Augen, damit es mit seinen Augen nicht sieht und mit seinen Ohren nicht hört, damit sein Herz nicht zur Einsicht kommt und sich nicht bekehrt und nicht geheilt wird. ¹¹ Ich fragte: Wie lange, Herr? Er antwortete: Bis die Städte verödet sind und unbewohnt, die Häuser menschenleer, bis das Ackerland zur Wüste geworden ist. ¹² Der Herr wird die Menschen weit weg treiben; dann ist das Land leer und verlassen. (Jes 6,9-12).

Sollte es solche Erfahrungen einer derart entkernten und darum ebenso „verödeten“ wie „unbewohnten“ Kirche, die doch dem Kyrios Jesus gehört und eben deswegen „κυριακή“ heißt, wirklich geben? Dann wäre die Diagnose von unserer Perikope her ebenso einfach wie hart: Eine solche Kirche wäre ein Widerspruch in sich, weil sie faktisch ihren Herrn verleugnete. Da griffe kein (pastoral-)theologisches Konzept mehr, sondern nur Schuldbekennnis und Umkehr.

Merkwürdig bleibt allerdings, dass gerade die Perikope vom Pfingstmontag kein Wort über den Geist verliert. Aber implizit ist durchaus die Rede vom *vinculum unitatis*, diesem Band der Einheit und wechselseitigen Erkenntnis von Vater und Sohn, ohne den auch die Jünger nicht mit offenen Augen sehen könnten. Aber all dies, die erste universalkirchliche Sendung und der schon „in dieser Stunde“ aufbrechende Jubel des noch nicht erhöhten Sohnes, ist ohne den nicht denkbar oder sagbar, der die Einheit zwischen Vater und Sohn bildet und die Jünger vorwegnehmend an der Erkenntnis beider teilhaben lässt, indem sie die Gestalt der Offenbarung *sehen* dürfen, in der Vater und Sohn eins sind. Diese vorweggenommene Sendung aus der innergöttlichen Einheit in die künftige Einheit der Kirche hinein setzt dann tatsächlich erst der Geist in Kraft, den der auferstandene Herr ausdrücklich aussendet und verleiht.

Peter Hofmann